

(1932?)

André Gide „Corydon“

Von St. Ch. Waldecke

„Ich habe keine Kinder und will keine haben. Mir geht der Familiensinn vollständig ab.“

Napoleon an Roederer 1800.

Als ich vor nicht zu langer Zeit vom „deutschen Eros“ sprach, wußte ich nicht, welche starke Bestätigung ich dazu fast sofort aus Frankreich bekommen würde. Ich denke dabei besonders an André Gides quatre dialogues socratiques, „Corydon“ (1924, 4. 10.) (Paris, Editions de la Nouvelle Revue Française.) (183 S.) Nicht nur finde ich Bestätigung im „Corydon“ (S. 171) selbst, sondern die ganze Haltung, der Geist des Werkes zeigt mir erneut die Richtigkeit meiner Idee. — Wie ist denn die Situation der Gleichgeschlechtlichkeit in Frankreich?

Seit dem großen Napoleon ist sie straflos. Freilich. Aber hat diese rein zivilisatorische Straflosigkeit dem Volke etwas genügt? Kaum den Einzelnen. Das zeigt die Notwendigkeit eines „Corydon“. Weil allgemeine gesellschaftliche Mißachtung in Frankreich mindestens so stark wie in Deutschland auf der Gleichgeschlechtlichkeit lastet, muß zu ihrer Verteidigung Frankreichs größter lebender Dichter ritterlich das Wort ergreifen. Sie ist mißachtet, wie Gide zeigt, weil man sie für eine Anomalie hält, ihre kulturelle Bedeutung, ihren Wert für die Allgemeinheit nicht ahnt. Warum ahnt man ihn nicht? Weil die Betroffenen sich selbst zum großen Teil ihrer Bedeutung nicht klar sind, zu „Führern“ Aerzte usw. haben; aber nur Kranke bedürfen des Arztes. Frankreichs Beispiel zeigt, wie gar nichts mit der Aufhebung eines Paragraphen erreicht ist. Im Gegenteil. Durch das Fehlen eines solchen Gesetzes kann die „Sitte“ erst recht verwerfen, um so mehr, als dann für manchen der Grund zum Zusammenhalt mit andern eigentlich Gleichstrebenden nicht mehr so dringend nötig erscheinen könnte, obwohl er es dann gerade erst wäre. Das Strafgesetz ersetzt ja manchmal geradezu Vereinsstatuten. Reden wir doch deswegen nicht immer nur schlecht von ihm!

Seit ganz kurzem erscheint in Paris eine Zeitschrift von gleichgeschlechtlich Liebenden „Inversions dans l'art, la littérature, l'histoire, la philosophie et la science“, die mehr in unserem Sinne als in dem der deutschen Zeitschriften der „Homosexuellen“ redigiert ist. Sie hat, obwohl in Frankreich Gleichgeschlechtlichkeit straflos ist, die größten Schwierigkeiten zu erscheinen, da man ihr öffentliche Propagandamöglichkeiten von Rechts wegen streitigmacht. Das ist ja schlim-

mer als das, was wir bei uns zu Lande gewohnt sind. Man kennt eben nicht die soziale Bedeutung der Freundesliebe, die zu zeigen André Gide sich im Corydon zur Aufgabe gemacht hat. Nur der Weg Gides, der der Weg der deutschen Klassiker ist und von Anfang an der meine war, jener Weg Elisarions, B Friedländers, Hans Blüthers usw. ist der wirklichen Erfolg versprechende. Mehr als einmal zeigte ich es, die Geschichte beweist es, ich werde es weiter zeigen, hier ist nicht der Ort dazu.

Wer ist André Gide, daß ich so großen Wert auf ihn lege? Ich sagte es schon: Seit S. J. Peladans Tode Frankreichs größter lebender Dichter. Was sind neben ihm und z. B. P. Claudel Tagesgrößen à la Barbusse, Polemiker wie Rolland, ja selbst was ist A. France, der vielgerühmte, dagegen? Gides Dichterwerk ist schon umfangreich. Nur wenig ist ins Deutsche übersetzt, leider! So geht es ja meist. Was ist z. B. von A. Ch. Swinburne, von R. Browning, von G. Meredith (dem Lyriker) übersetzt, wie wenig noch von W. Blake, H. D. Thoreau, um ein paar Engländer zur Abwechslung zu nennen. Romane, Erzählungen, Dramen, Essays usw. veröffentlichte Gide. Er ist selbst als Nachdichter tätig (Blake, Shakespeare, Tagore). Von seinen Theaterwerken behandelt eins „Le Roi Candaule“, den Stoff von Hebbels „Gyges und sein Ring“, ein anderes „Saul“ einen Stoff der Freundesliebe. Saul, eifersüchtig auf David und Jonathans Liebe. Warum spielt man es nicht? Ständig weise ich schon darauf hin. Sein erster bedeutender Roman „L'Immoraliste“ zeigt uns auch Knabenliebe, er ist von Nietzsche stark beeinflusst. Gide erscheint stets durchaus als Individualist wie alle Großen. Vom „Immoralisten“ erschien bei Bruns in Minden vor langem eine Uebersetzung. In den „Inselbüchern“ finden wir Gides „Rückkehr des verlorenen Sohnes“ („Le Retour de l'Enfant Prodigieux“), auch deutlich aus männlichem Geist. Die Sammlung „Les Nourritures Terrestres“ enthält Themen der Freundesliebe. Die „Verließe des Vatikan“ („Les Caves du Vatican“) erschienen kürzlich im Inselverlag; das ist eine glänzende Ironie, etwas im Geiste Chestertons („Der Mann, der Donnerstag war.“). Gide veröffentlichte ferner neben vielem anderen ein Werk über Dostojewski und ein sehr mutiges Essay (1900) über Oskar Wilde, mit dem er persönlich bekannt war. Mit welchem Mut stand Gide zu ihm, als ihn die meisten verlassen hatten! Sein Zu-ihm-halten rehabilitierte Wilde geradezu. Und doch welch Unterschied zwischen beiden bei manchem Verwandten! Wie klein war Wildes Urteil über Freundesliebe, man sehe nur das Werk von Fr. Harris! Wie tief ist neben ihm Gide! Was ist Wildes Lyrik neben Swinburnes, des Meisters? Wie nur Glanz und Oberfläche die meisten Erzählungen! „Dorian Gray“ beginnt echt (die paradoxereichen ersten Kapitel) und schließt ästhetisch verlogen. Wildes Bedeutung liegt eben im Aphoristischen. Deshalb am genießbarsten der herrliche Dialog seiner Komödien. Wilde ist Rhetor, nicht

Dichter. Sein Hauptwerk sind die Essays, z. B. das „Gespräch von der Kunst und dem Leben“. Wie anders dagegen Gides ironischer Stil! Wilde hat mehr französisches, Gide manchmal etwas englisches an sich. Deutschem Wesen sind beide fremd, so gut auch Gide deutsche Geister kennt. Im „Corydon“ z. B. zitiert er außer Zeitgenossen Nietzsche, Goethe, Herder und Chamisso.

Gide selbst hält seinen „Corydon“ für sein wesentlichstes Werk. Er sagt von ihm: „Ich halte nur auf die Achtung einiger seltener Geister, die, wie ich hoffe, verstehen werden, daß ich sie nie mehr verdient habe als durch das Schreiben dieses Buches und dadurch, daß ich es zu veröffentlichen wagte.“ (S. 9) „Ich habe nie gesucht, der Öffentlichkeit zu gefallen, aber ich halte über alle Maßen auf das Urteil der Wenigen; das ist eine Gefühlsangelegenheit, und man kann nichts dagegen machen.“ (S. 9) Er macht sich nur einen Vorwurf: so lange mit der Veröffentlichung gewartet zu haben, denn das Buch ist im Grundzuge schon seit 1911 fertig und lag im Privatdruck seitdem in Gides Schreibtisch: (12 Exemplare). Er lehnt auch diejenigen seiner Leser ab, die in seinem Buche Vergnügen, Kunst, Geist suchen, es soll nur „der einfachste Ausdruck eines sehr ernstes Gedankens“ sein. (S. 12). Er habe nicht „le bon ordre“ stören wollen, darum habe er bisher geschwiegen, aber nun meine er, die „beglaubigte Lüge“ (le mensonge accrédité, S. 14.) sei das schlimmste für den Einzelnen wie das Volk. Er verspricht (z. B. S. 108) zu einigen Punkten seines Themas fernere Veröffentlichungen.

Gides Werk verläuft in Form von vier Dialogen zwischen ihm und einen gewissen gleichgeschlechtlich empfindenden Bekannten Corydon, der ihn „aufklärt“, so daß sich Gide zum Schluß geschlagen fühlen muß. Es beginnt mit einem Besuch Gides bei Corydon, bei dem letzterer, von persönlichen Erlebnissen ausgehend, schließlich dazu vorstößt, Gide systematisch seine Meinung über die soziale Bedeutung der Freundesliebe und einiges andere mehr zu sagen. Er will nicht nur medizinisch, sondern vom naturphilosophischen, moralischen, soziologischen und historischen Standpunkt die wohlverstandene Päderastie (la pédérastie normale S. 38, les pédérastes normaux; p. e. S. 36, S. 174) betrachten.

Der erste Dialog u. a. ist erfüllt von einer Polemik gegen die bisher übliche Auffassung der Gleichgeschlechtlichkeit und die Art ihrer Verteidigung. Er mißbilligt aufs schärfste Sensationsskandale wie die von Harden z. B. hervorgerufenen. Er erwähnt außer Wilde und Macdonald, Eulenburg, Krupp, Lynar, Hohenau und meint, so schaffe man höchstens Opfer, keine Märtyrer! („des victimes tant qu'on veut! des martyrs, point“. S. 22.) „Die Werke von Moll, Krafft-Ebing, Raffalovich usw. genügen nicht.“ (S. 20.) Am schlimmsten kommt Dr. Hirschfeld fort. Ihn erwähnt er namentlich und ironisch einmal auf der Anmerkung zur S. 11 der Vorrede, wo er sagt: „Aber diese

Bücher . . . haben viel dazu beigetragen, wie ich fürchte, die Meinung zu verwirren (à égare^r l'opinion). Die Theorie des Mannweibes, der „Sexuellen Zwischenstufen“, mit der Dr. Hirschfeld in Deutschland um sich warf, schon recht lange vor dem Krieg, und der Marrel Proust sich anzupassen scheint, kann möglicherweise nicht falsch sein, aber sie erklärt nur und umfaßt nur einige Fälle der Gleichgeschlechtlichkeit, diejenigen, mit denen ich mich gerade in diesem Buche nicht beschäftige, die Fälle der Umbiegung (inversion), der Verweiblichung (effémation), der Sodomie.“ „Und setzen wir selbst den Fall, die Theorie Hirschfelds genüge dort. Diese Theorie vom „dritten Geschlecht“ würde keineswegs das erklären, was man gewöhnlich „die griechische Liebe“ nennt, die Päderastie, die, wie man sie auch betrachtet, keine Verweiblichung verträgt.“ (S. 11.) Im Gegenteil. Gide-Corydon glaubt an die Potenz des gesunden Freundliebenden auch der Frau gegenüber, hält ihn weder für krank noch effeminiert. Er verabscheut den Klinikgeruch der medizinischen Bücher zu diesem Thema (S. 35) und sagt: „Daher mache ich keinen Anspruch darauf, als Spezialist zu sprechen, sondern als Mann. Die Mediziner, die gewöhnlich diese Materien behandeln, haben nur Erfahrung mit schamhaften Urningen (des uranistes honteux), mit Bejammernswürdigen (des piteux), mit Beklagenswerten (des plaintifs), mit „Verbogenen“ (des invertis), mit Kranken (des malades). Nur solche kommen zu ihnen. Dem Mediziner kommt es zu, für sie zu sorgen, ich aber als Man stoße auf andere, weder auf Elende noch Beklagenswerte, auf diese Andern zu bauen gefällt mir.“ Auf die „pédéastes normaux“, „Die Gleichgeschlechtlichkeit ganz so wie die Heterosexualität schließt alle Grade, alle Nüancen ein, vom Platonismus bis zur Geilheit, von der Entsagung bis zum Sadismus, von der harnalosesten Auswirkung bis zum raffiniertesten Laster. Die Inversion ist dabei nur ein untergeordneter Punkt. Mehr noch, alle Zwischenstufen zwischen der ausschließlichen Gleichgeschlechtlichkeit und der extremen Heterosexualität bestehen.“ (S. 36.) „Die Gleichgeschlechtlichkeit ganz so wie die Heterosexualität hat ihre Degenerierten, ihre Lasterhaften und ihre Kranken.“ (S. 38.) Genügt's? Sollten manche nicht verstehen, kann man ja noch einige Ausländer zitieren. Wie wäre es mit Camille Spieß? Nur Geduld! Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume im Garten des „W.-H.K.“, dem die Freundliebenden wie das deutsche Volk so viel Schlimmes verdanken, nicht in den Himmel wachsen. Wir haben nur so gemeine Gegner, weil wir so gefährliche Freunde haben.

Im zweiten (und dritten) Dialog entwickelt André Gide eine hochbedeutende naturphilosophische Ansicht, zu der er sich selbst bekennt. Sie steht im Gegensatz zu der gebräuchlichen, nach der das Männchen den Typ der Gattung darstellt, ihr Hauptfaktor ist; sie wäre androzentrisch zu nennen. Sie glaubt im Weibchen nicht nur den Typ der Rasse, sondern gar die Rasse selbst zu sehen. Das Weibchen!

sei jenes „hartnäckige Vermögen der Beharrung“, von dem Goethe spricht. Das Weibchen sei also der Hauptgegenstand bei der Vererbung, das Männchen stelle die Neigung zur Variation dar. Darum sei bei gewissen Tierarten die Zahl der Männchen weitaus größer als die der Weibchen. Die Männchen eben seien vom Standpunkt der „Natur“, der Art, das gewagtere. Auch beim Menschen ist es ja noch so im Embryonalzustand, wo die Zahl der männlichen Wesen die der weiblichen erheblich übertrifft. Daß das Männliche erst ein zweites ist, zeige ja auch die Effemination der Männer nach der Kastration. Vom Standpunkt des Lebens, kann man sagen, ist das spezifisch Männliche das gewissermaßen mehr tote, z. B. der „Geist.“ Weibliches sei vom Standpunkt des Lebens Hinaufentwicklung, Männliches Herabentwicklung. Männliches sei mehr Form, Weibliches mehr Stoff, würde Wilh. v. Humboldt gesagt haben. Daher sei das Männchen (das Männliche) stets das Schönere. Das Schönere am Männchen zeige sich bezeichnenderweise am deutlichsten an den „toten“ Stellen des Organismus (Flügel des Schmetterlings, Federn der Vögel, Hörnern und Haaren der Säugetiere). Kunst (bewußte Schönheit) sei ja auch „unnütz.“ „Das nur, was der nützlichen Dienstbarmachung entgeht, kann der ästhetischen Endabsicht unterworfen werden.“ (S. 73.) Das weibliche Geschlecht ist mehr das Geschlecht der physiologischen Voraussetzung, das männliche das des verschwenderischen Aufwandes, aber das unproduktive vom Gesichtswinkel der Natur. Zum männlichen sagt die Natur „Sei fruchtbar,“ zum weiblichen „Wähle!“ Das Weib hat Brunstzeiten und Regel, für den Mann ist jede Zeit zum Geschlechtsverkehr gestattet. Wo die Zahl der Männchen nicht genügte, starb die Art aus. Gide möchte diesen Auffassungen nur bedingt beipflichten. So glaubt er nicht an bestimmte „Instinkte,“ teilt jedoch die von G. Jäger, den er nicht kennt, ausgesprochene Ansicht von der Wichtigkeit des Geruchs für die sexuelle Auslese, ja für jede tierische Anziehung. Beim Menschen sei merkwürdigerweise eine gewisse Umkehr der Beziehungen zu bemerken. Das Männchen wähle das Weibchen. Daher müsse sich das von Natur weniger mit Schönheit begabte äußerlich (Kleidung, Schmuck) ausstaffieren. Ohne Schmuck würde es viele nicht reizen. Nackt sei der Mann schöner. Bekanntlich waren dieser Ansicht u. a. auch die sicher nicht „Homosexuellen“ Goethe, Schiller, Herder, Schopenhauer. Schließlich sei alle äußere Zivilisation und ihre Gesetze zu Gunsten dieser Bevorzugung des Weibchens, während ohne ihre „Segnungen“ der Heranwachsende, sich selbstüberlassen, viel mehr zur Gleichgeschlechtlichkeit neigen würde. (S. 147.) Die Natur, die einerseits eben den stärkeren Trieb des Männchens braucht, kastrierte nicht, sondern gebe ihm noch andere Ziele als das der bloßen Fortpflanzung. Gleichgeschlechtliche Handlungen finde man daher bei fast allen Arten. Sie seien, wenn man vom Standpunkt der reinen physischen Zeugung sehe, das Tote. Aber das „Tote“ ist in Parallele

Im letzten soziologisch-historischen Teil des „Corydon“ geht nun André Gide zum Angriff auf ganzer Front über. Er behauptet, daß die Blütezeiten z. B. der „bildenden Künste“ immer solche der Knabenliebe waren, daß das Theater nur dann groß war, wenn Frauenrollen von Jünglingen gespielt wurden, daß die großen Dramatiker, die selbst Jünglinge liebten, wie Sophokles und Shakespeare, die besten Frauencharaktere geschaffen hätten. Euripides dagegen, der Weiber liebte, war Misogyn. Hier ist freilich an Molière zu erinnern, der freundliebend, durchaus keine günstige Meinung von der Frau in seinen Komödien hat. „Die Ausbreitung der Frau in den plastischen Künsten ist das Anzeichen des Verfalls, gerade so wie wir sehen, wie bei den verschiedenen Völkern, wo es die Gewohnheit heischte, daß die Frauenrollen auf dem Theater von Jünglingen gegeben wurden, der Verfall der dramatischen Kunst an dem Tage eintrat, wo diese Jünglinge ihren Platz den Frauen abtraten.“ (S. 130.) Hierzu verweise ich auf meinen Artikel in Nr. 5, 1924 des „Eigene“, wo erstmalig genauer auf diese Tatsache hingewiesen wurde.

Gleichgeschlechtlichkeit ist freilich überall verbreitet, besonders kriegerische Epochen sind von ihr beherrscht. Nicht nur tut Freundesliebe dem heldischen Sinn eines Volkes keinen Abbruch, sondern er beruht auf ihr. (S. 170.) Hier ist er ganz einer Meinung mit einem andern Franzosen der jüngeren Generation, Henry de Montharlant (geb. 1896), der hofft, daß die Zärtlichkeit des Mannes für den Mann, „die der Krieg geschaffen hat,“ nicht verloren gehen, sondern daß sie in den Frieden überführt werde. Das sei ein Ziel, wert dafür zu leben, ja selbst zu sterben. An dieser Stelle kommt Gide erneut auf die Kruppskandale zu sprechen: „Gewiß, in Frankreich hatte man die Naivität, darin die Anzeichen des Verfalles zu sehen! während ich im stillen dachte: hüten wir uns vor einem Volk, dessen Ausschweifung selbst kriegerisch ist, und daß sich die Frau dazu aufspart, ihm schöne Kinder zu geben.“ (S. 171.) Viel schlimmer sei es, die Frau ihrer Pflichten zu entwöhnen, eine ständige Geliebte aus ihr zu machen, die nicht Mutter werden wolle. „Ich sage, daß das ganz anders schlimm für den Staat ist als der Exzeß jener andern Ausschweifung selbst.“ (S. 172.) Beispiele u. a. aus dem Altertum belegen alles dies. Gide zeigt auch, wie „national“ die Päderastie für Frankreich sei, ist sie doch schon durch Aristoteles (um 350 v. Chr.) und Diodor von Sizilien (um Chr. Geb.) bei den Kelten in Gallien verbürgt. Heute dagegen mache man durch die Sitte (in Frankreich, s. v. pl!) aus der Gleichgeschlechtlichkeit eine „Schule der Scheinheiligkeit, der Bosheit und der Aufständischkeit gegen die Gesetze.“ (S. 174.) Die Perioden der Herrschaft der Freundesliebe sind nicht Verfallszeiten, im Gegenteil, „die Zeiten großer künstlerischer Blüte — die griechische im Alter des Perikles, die römische unter Augustus, die englische im Alter Shakespeares, die italienische der Renaissance, die französische von

der Renaissance bis zu Ludwig XIII., die persische mit Hafis usw. . . . sind auch die Zeiten, wo die Päderastie am offensichtlichsten und ich möchte sagen, am offiziellsten bejaht wurde.“ (S. 169.) „Sie wollen also auf die griechischen Sitten zurückkommen?“ — „So Gott will! und zum größten Wohl des Staates.“ (S. 176/77.)

Und nun kommt noch gar die pädagogische Bedeutung des Eros hinzu. „Bestimmt behaupte ich, daß der Friede des Hauses, die Ehre der Frau, die Heiligkeit des Herdes, die Gesundheit der Ehegatten besser bewahrt waren unter den griechischen Sitten als den unsrigen; und ebenso die Keuschheit, die Tugend edler gelehrt, natürlicher erreicht wurden.“ (S. 177.) Selbst der heilige Augustin liebte in der Jugend einen Freund statt einer Frau. „Ich glaube, daß ein Freund, selbst im griechischsten Sinne des Wortes, von besserer Bedeutung für einen Heranwachsenden ist als eine Geliebte.“ (S. 178.) Als Beispiel führt er die Liebesbeziehung der Frau von Warens zum jungen Rousseau an. „Ich glaube, daß Jean-Jaques weniger lasterhaft und selbst den Frauen gegenüber männlicher geworden wäre, wenn er ein wenig mehr dem Beispiel jener Heroen des Plutarch gefolgt wäre, welche er trotzdem so sehr bewunderte.“ (S. 178.) „Ich sage, daß die leidenschaftliche Bindung an einen Aelteren oder an einen gleichaltrigen Freund auch oft der Entsagung fähig ist.“ (S. 179.) „Ich sage, daß dieser Eros, wenn er tief ist, an die Keuschheit grenzt — aber nur selbstverständlich, wenn er das Begehren mit umfaßte, was niemals die bloße Freundschaft tut — und daß er für den Knaben der beste Anreiz zum Mut, zur Arbeit, zur Tugend sein kann.“ (S. 180.) „Und dieser eifersüchtige Liebhaber umgibt ihn, überwacht ihn, und er, der selbst Begeisterte, geläutert durch diese Liebe, führt ihn jenen schimmernden Höhen zu, die man nie erreicht ohne Liebe.“ (S. 181.) La Bruyère, von Gide zitiert, schreibt: „Ich weiß noch, wie ich von meinem 13. bis zu meinem 22. Jahr wünschte, ein junges Mädchen zu sein, und ein schönes dazu, und danach ein Mann zu werden.“ (Von den Frauen. § 3.) Und Gide fährt fort: „Vom 13. bis zum 22. Jahr, das ist bei den Griechen das Alter liebenden Kameradentums, gemeinsamer Begeisterung, edelsten Wettstreits. Erst danach wünscht der Jüngling ein Mann zu werden, d. h. von der Frau zu träumen, d. h. zu heiraten.“ (S. 182.) Wobei zu bemerken ist, daß bei nordischen Völkern natürlicherweise dieser Zustand erst noch später eintritt. Zivilisationsdekadence mit allzu frühen Pubertätserscheinungen ist natürlich hier nicht berücksichtigt. Sie kommt für Kulturelles eben gar nicht in Betracht. Wer sich nicht beherrscht, wird eben beherrscht. Ganz ähnlich wie Gide urteilt übrigens soeben auch Th. Däubler, der in seinem Aufsatz „Delos“ (Febr. 1925) schreibt: „Der Ursprung der Knabenliebe in der Palastra beruht auf der Abgewandtheit vom Zweck der Zeugung; darum fordert aber auch ihr Wesen Erhöhung bis zur reinsten Seligkeit; somit obliegt eigent-

lich jedem, der sie erfaßt hat, Entsagung auf Genuß.“ Ganz Paralleles sagt auch Gides Landsmann, der hervorragende Camille Spiëß in „Ainsi parlait l'homme“, „Amour platonique et Sexualité“ und „Pédérastie et Homosexualité“, auf die ich in Kürze noch ausführlich zu sprechen komme. Götzendämmerung für die „homosexuelle Bewegung“; „gaya scienza“, fröhliche Wissenschaft für die Freunde des Eros. — Dem alten Ironiker Gide aber noch einen Augenblick.

Sätze aus „Corydon“ als 2. Intermezzo.

„Man hat den Mut zu seinen Meinungen; zu seinen Sitten, keineswegs. Man ist wohl damit einverstanden zu leiden, aber nicht entehrt zu sein.“ (S. 22.)

„Ich wette, daß nach zwanzig Jahren die Worte: widernatürlich, unnatürlich usw. nicht mehr ernst genommen werden können. Ich lasse nur eine Sache in der Welt als nicht natürlich gelten: das Kunstwerk. Der ganze Rest gehört wohl oder übel zur Natur, und sobald man sie nicht mehr moralisch beurteilt, ist es nur noch dienlich sie natürlich zu betrachten.“ (S. 39.)

„Erlaubt, dieses Wort ziehe ich dem Wort „normal“ vor.“ (S. 41.)

„Gott aus der Schöpfung zu verjagen und ihn zu ersetzen durch die „Stimme der Natur“, welch' schöner Fortschritt!“ (S. 74.)

„Vielleicht gibt es einen Gott; es gibt keine Absichten der Natur; ich will sagen, wenn es Absicht gibt, kann sie nur Gottes sein.“ (S. 83.)

„Liebe — ein Spiel, daß man ohne Spielregeln spielen muß.“ (S. 117.)

„Wir nehmen jeder nur wahr, was uns interessiert.“ (S. 132.)

„Sie wissen, wie Balzac die Sitten nannte? — Die Scheinheiligkeit der Völker. Er ist wirklich niederschmetternd, wie in so ernsten, so dringenden, so lebenswichtigen Fragen für das Land, man das Wort der Sache, den Schein der Wirklichkeit vorzieht, und leichten Herzens man den Grundstock der Kulisse opfert.“ (S. 175.)

Wenige Werke nur gibt es, wer wird es bestreiten wollen, die für die soziale Bedeutung der Freundesliebe so wichtig sind, wie „Corydon“. Der langen Reihe erlauchter Namen hat sich ein neuer beigesellt. Gide ist nicht nur Selbstdenker, sondern gut belesen für seine Beweisführung, was er selbst launisch (S. 118) vermerkt. Er nimmt seine Gewährsmänner, wo er sie findet, viele Dutzende der ersten Namen aus manchen Völkern führt er an. Wie sitzen die Worte eines Pascal, Galiani, Montaigne, Napoleon, Rochefoucauld, Chamfort, Lionardo, Spinoza. Selbst unser Herder ist nicht vergessen. Drei französische Namen vermißte ich nur, den Peladans, den des M. de Sade, vor allen den des S. Cyrano de Bergerac, die doch so schönes zu diesem Thema gesagt haben: Von dem freilich, was deutsches Problem am Eros ist,

was die deutsche Jugendbewegung z. B. in weitem Maße berührte, ahnt Gide kaum etwas, sind ihm doch scheinbar nicht nur Elisarion und B. Friedländer, selbst H. Schurtz, Blüher und Wyneken völlig unbekannt. Um so verdienstvoller für ihn, um so gewichtiger sein Urteil! Wir Deutschen haben ja das Glück, eine besonders gute Tradition für den Eros und seine soziale Bedeutung zu besitzen, wollten wir nur besser an sie anknüpfen! Herder und Heinse, Humboldt und Jean Paul, Franz von Baader und Nietzsche, St. George und die vielen, vielen andern. Wer kann da noch zweifelhaft sein. Und nun noch gar André Gide oder jene Hirschfeld und Anhang? Wessen Geschmack kann da noch zögern, sich zu entscheiden? Wer zweifelt, ist verworfen. Die Geschichte, der Sinn, Eros ging über ihn hinweg.



Eine große Millionen-Kundgebung der § 175er

Was die 25 Jahre langen Bemühungen des W.-H. K. und die Bestrebungen der anderen Vereinigungen nicht erreichten: — den Zusammenschluß Aller, die die Straffreiheit der mann-männlichen Liebe fordern, eine gemeinsame Kampf-Front gegen den § 175 — das hat die an Wahnsinn grenzende im neuen Entwurf vorgeschlagene Verschärfung dieses gemeingefährlichen § nun glücklicherweise endlich zu Wege gebracht.

Wie wir hören, ist für die Iden des März anno 1926 ein Demonstrationzug aller dieser Kämpfer in Berlin geplant und sollen sich bereits weit über 7 Millionen Personen zu diesem Umzuge gemeldet haben. Personen beider Geschlechter, Angehörige jeder Partei und jeden Standes: vor allem zahlreiche katholische und evangelische Geistliche, Lehrer, die gelernt haben, daß ohne Eros eine erfolgreiche Erziehung nicht möglich ist, Hunderttausende von Müttern, die erkannt haben, daß ein Freund mit Herzens- und Geistesbildung für ihre Söhne 1000 mal wert ist als eine Kokette, Tausende von Gelehrten und Künstlern, welche die Petition zur Abschaffung des § 175 unterzeichneten und diesen Entwurf als die unerhörteste Beleidigung und das blödeste Hirngespinnst sadistischer Geistesverfassung ansehen, werden bei dieser Kundgebung vor dem Reichstag vertreten sein.

Und es heißt, daß die Totgesagten den Mut haben werden, bei diesem Massen-Protest gegen die Verlogenheit der Gesellschaft, gegen die Heuchelei der Justiz und gegen die Vergewaltigung des Staates